

Himmelsnäbe

Anfang der 70er Jahre erschien in der *Basler Nationalzeitung* eine Rezension der von Hans Zeller edierten Gedicht-Bände aus der *Historisch-kritischen Ausgabe der Sämtlichen Werke Conrad Ferdinand Meyers*. Es ist mir nicht gelungen, diesen Artikel aus der *Basler Nationalzeitung* wiederzufinden, aber an die Illustration des Artikels erinnere ich mich genau: Es war der komplexe Apparat zur ersten Strophe des Gedichts *Himmelsnäbe*, der sich im dritten Band der Ausgabe auf S. 24 findet. Es geht dabei nur um die Entstehung dieser vier Verszeilen:

Auf schmalem Grad bin ich gelagert hier
In der Gebirge weißgezacktem Kreis
Ein blendend Silberhorn blickt über mir
Hervor aus einem grünen Meer von Eis.

Die wenigen Worte der ersten Strophe sind aus der denkbar größten poetischen Anstrengung C. F. Meyers hervorgegangen - und genau diese Anstrengung der Wortfindung bildet der Zellersche Apparat akribisch ab. Die vier Verszeilen entfalten sich zu 24 Zeilen Apparat-Darstellung mit einer Fülle diakritischer Zeichen und diverser Klammern, deren feuilletonistische Abbildung wohl die Unlesbarkeit einer dergestalt minutiösen Philologie belegen sollte. Mich - als germanistischen Studienanfänger - hat diese Abbildung jedoch nachhaltig beeindruckt. Die paradigmatische Variantenreihe des zum „Silberhorn“ gehörigen Verbs („schwebt“ - „ist“ - „lauscht“ - „taucht“ - „blickt“) und der sechsfache Wechsel von ‚grün‘ und ‚blau‘ in der Farbbezeichnung für das „Gletschereis“, das schließlich zu „einem grünen Meer von Eis“ wird, haben mir die Augen geöffnet für die Genauigkeit des lyrischen Ausdrucks und für die Präzision im Prozeß der Entstehung poetischer Sprache. Die exakte Editionsphilologie von Hans Zeller, die auch von seiner intellektuellen Nähe zum Strukturalismus Jakobsons geprägt war, fand noch zu meiner Studienzeit wenig Resonanz im akademischen Lehrbetrieb der schweizerischen Literaturwissenschaft. Die war bis in die späten 80er Jahre von Emil Staiger und seinen Schülern geprägt.

Hölderlin

Erst als ich 1975 vom Projekt der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* erfuhr, deren Einleitungsband erwarb und bald Kontakt zu dem Verleger KD Wolff und dem Herausgeber D. E. Sattler fand, lernte ich auch Hans Zeller persönlich kennen. Er hatte, als vehementer Kritiker der *Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe*, sich für das neue philologische Außenseiterprojekt stark gemacht. Zeller war vielleicht der erste im akademischen Milieu, der das Bahnbrechende der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* begriffen hatte -

trotz aller fachlichen Kritik, die er mir als neuem Mitarbeiter der Ausgabe auseinandersetzte. Ich erinnere mich an seine ernüchternden Worte zum Einleitungsband, der „keine editorische Heldentat“ sei. Die Wirkung des tollkühnen Projekts einer Hölderlin-Gesamtausgabe, das sich der kleine linke Verlag Roter Stern vorgenommen und dann auch durchgeführt hat, war zunächst eine publizistische, die vor allem in den Feuilletons stattfand. Es waren im wesentlichen zwei Punkte, die sich im Bewußtsein der interessierten Öffentlichkeit festgesetzt haben. Zum einen ging es um die kulturpolitische Auseinandersetzung zwischen der etablierten Hölderlin-Forschung, die immer noch von der Hypothek der nationalsozialistischen Vereinnahmung Hölderlins belastet war, und einer linken Aneignung des Dichters, wie sie sich z. B. in Peter Weiss' Stück *Hölderlin* (1971) artikuliert hat. Zum anderen ging es um den Aspekt der Authentizität, der in der Abbildung der Handschriften-Faksimiles wahrgenommen wurde, der die editorische Arbeit überprüfbar machte oder machen sollte und der in der Rhetorik des ‚mündigen Lesers‘ seinen programmatischen Ausdruck fand. Auch wenn es in der Editionsphilologie schon vorher Faksimile-Ausgaben einzelner Texte gab, bewirkte die *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* mit dem Anspruch der Faksimilierung *aller* Handschriften einen entschiedenen Paradigmenwechsel in der Hölderlin-Forschung und in der Tradition der wissenschaftlichen Textedition überhaupt. Die Offenlegung der Überlieferung wurde in der Germanistik und darüber hinaus als ein gleichsam antiautoritärer Akt wahrgenommen, der freilich auch zu heftigen Gegenreaktionen führte, die bis heute nachwirken. So gibt es die ‚konservativen‘ Anhänger der alten – im übrigen sehr sorgfältigen und immanent praktisch fehlerfreien – *Stuttgarter Ausgabe* und die unbeirrt ‚progressiven‘ Verfechter der neuen *Frankfurter Ausgabe*. Daß die *Frankfurter Ausgabe* in den zuletzt erschienenen Bänden eigene, sozusagen editions-esoterische Wege gegangen ist, ändert nichts an dem aufklärerischen Impuls, den dieses editorische Projekt gegeben hat. Endgültig, wie es schien, hatte dieses Editionsprojekt die glatte, klassizistische Textästhetik der 50er und 60er Jahre entkräftet. Der Begriff ‚Lesetext‘ war nicht mehr das Ziel editorischer Bemühungen, sondern er galt bestenfalls als Hilfsbegriff für die Orientierung bei der Lektüre von Hölderlins späten Entwürfen.

Nietzsche

1980, nach meiner Trennung von D. E. Sattler, begann ich, mich mit Nietzsche zu beschäftigen, und ich lernte Mazzino Montinari kennen, der in jahrzehntelanger Arbeit und weitgehend im Alleingang in der damaligen DDR im Nietzsche-Archiv die *Kritische Gesamtausgabe der Werke Nietzsches* erarbeitet hatte, die im de Gruyter Verlag erschien. Montinari hatte als Mitglied der italienischen KPI die Möglichkeit, in den Archiven der DDR zu arbeiten, was Karl Schlehta, dem von seiner nationalsozialistischen Vergangenheit belasteten Herausgeber der weit verbreiteten dreibändigen Nietzsche-Ausgabe, kategorisch verwehrt blieb. Montinari hegte einen kritischen Respekt vor der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe*, bezweifelte aber, ob die Methode einer

umfassenden Faksimilierung der Handschriften für Nietzsches Werk und Nachlaß angemessen sei. Im freundschaftlichen Umgang mit Mazzino Montinari wurde mir bewußt, wie sehr der Gegenstand einer kritischen Edition ihre Methode bestimmt; denn vorhandene Editionsmodelle sind kaum bzw. erst nach gründlichen Anpassungen übertragbar. Neben der traditionellen Editionsmethode, die von Giorgio Colli und Mazzino Montinari in den 50er und frühen 60er Jahren fixiert worden war, experimentierte Montinari später auch mit erweiterten Editionsmodellen, so vor allem in der Faksimile-Ausgabe des *Ecce homo*-Manuskripts, die 1985 erschien. Als ich zu Beginn der 80er Jahre mit meiner Habilitationsschrift zu Nietzsches *Dionysos-Dithyramben* begann, die eine textgenetische Edition aller Vorstufen und Reinschriften zu diesen neun Gedichten enthielt, hatte ich in Mazzino Montinari einen aufmerksamen, offenen und kritischen Gesprächspartner.

Montinari ärgerte sich, daß sein Lebenswerk, die *Kritische Gesamtausgabe der Werke Nietzsches*, von den Philosophen und den Germanisten kaum benutzt wurde – man hatte sich eben an die viel handlichere Ausgabe von Karl Schlechta gewöhnt. Erst mit der von Montinari 1980 herausgegebenen *Kritischen Studienausgabe* in 15 Taschenbuch-Bänden änderte sich das allmählich – allerdings mit dem Effekt, daß nun die Taschenbuchausgabe vorrangig und gleichwertig mit der großen und etwas unübersichtlichen Gesamtausgabe zitiert wird. Nach Mazzino Montinaris frühem Tod 1986 bestimmte der de Gruyter Verlag eine Gruppe von Wissenschaftlern für die Aufgabe der Fertigstellung der großen Ausgabe, von der immer noch die meisten Apparatbände zu erarbeiten waren. Die neue Herausgeberschaft war streng hierarchisch organisiert, was zu einer umständlichen bürokratischen Struktur führte. Die mühsamen Erfahrungen der nachträglichen Apparatierung schon lange publizierter Textbände führten schließlich zur Konzeption einer neuen Abteilung, die den umstrittenen „Nachlaß der achtziger Jahre“ als offengelegte Manuskriptedition präsentiert.

Stroemfeld

Der Verlag Roter Stern spezialisierte sich aufgrund des Renommées der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* zunehmend auf Werk-Ausgaben, die je nach dem editorischen Gegenstand von unterschiedlichem wissenschaftlichen Anspruch waren. Wichtig und folgenreich für den inzwischen in „Stroemfeld“ umbenannten Verlag war die Entscheidung, die von Roland Reuß und Peter Staengle konzipierte *Berliner Kleist-Ausgabe* zu publizieren. Der erste Band, *Die Verlobung in St. Domingo*, erschien 1988. Auch diese Edition entstand in Opposition zur akademischen Kleist-Forschung und provozierte dadurch beträchtliche Widerstände, die die Wirkung der neuen Kleist-Ausgabe freilich eher beförderten. Rückblickend scheint mir der wichtigste Impuls dieser (2010 abgeschlossenen) Edition aber in einem ganz anderen Aspekt zu liegen. Der Herausgeber erklärte nämlich, daß die zu edierenden Texte zuerst hermeneutisch durchdacht, d.h. wirklich verstanden werden müßten. Daher wurde jeder Band der Kleist-Ausgabe mit einem Begleitheft ausgeliefert, das die edierten Texte her-

meneutisch kommentierte. Diesen Impuls, der auf viel Unverständnis stieß, verstehe ich heute als eine Gegensteuer gegen die starken Automatismen positivistischer und technizistischer Art, die dem Geschäft der Edition freilich immer schon innewohnen. Der Einbezug digitaler Techniken in die Editionsphilologie begann bei den Stroemfeld-Editionen schon mit den beiden Bänden zu den *Berliner Abendblättern* in der Kleist-Ausgabe, wo eine Fülle von Materialien auf einer CD den Bänden beigelegt wurde. In der 1995 begonnenen *Franz Kafka-Ausgabe* wurden dann schon jedem Band die entsprechenden Faksimiles und Umschriften auf CD mitgegeben.

Andere Projekte, wie die *Innsbrucker Georg Trakl-Ausgabe* (1995–2014) verzichteten auf digitale Editionskomplemente. Die Trakl-Ausgabe hatte sich das Modell der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* für die editorische Erschließung der verwickelten Gedichtentwürfe Trakls zu eigen gemacht. Walter Morgenthaler, der 1991 ebenfalls im Stroemfeld Verlag die dreibändige, historisch-kritische *Karoline von Günderrode-Ausgabe* publiziert hatte, begann danach mit der *Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe* (1996–2013), die von Anfang an von einer digitalen Edition begleitet war. Die Band für Band auf CD mitgelieferte elektronische Edition war zunächst in DOS programmiert und ist mit heutigen Geräten nicht mehr lesbar, später wurde sie revidiert und auf eine Website der Universität Zürich transferiert. Ohne die elektronische Edition wäre die Keller-Ausgabe vom Schweizerischen Nationalfonds nicht finanziert worden. Heute kann sie als Pionier-Projekt für den Wandel in der Auffassung von historisch-kritischen Editionen begriffen werden. Aber noch stehen sich die Buchversion in 32 leinengebundenen und auf altersbeständigem Papier gedruckten Bänden und eine nicht problemlos herunterzuladende elektronische Edition gegenüber (vgl. <https://www.ehkka.ch/ehkka/>).

Andere

Im Zentrum meiner philologischen Aufmerksamkeit standen meistens die wissenschaftlichen Werkausgaben im Stroemfeld Verlag, aber freilich sind auch außerhalb dieses Verlages mehr oder weniger ambitionierte Editionen entstanden. Die philologisch anspruchsvollste ist die von Konstanze Fliedl herausgegebene *Historisch-kritische Arthur Schnitzler-Ausgabe*, die 2011 mit dem Band *Lieutenant Gustl* eröffnet wurde. Diesen Gründungstext des Genres *Innerer Monolog* als spontanen Entwurf im Bild der eiligen, weit ausgreifenden, aber doch nur schwer zu entziffernden Handschrift nachvollziehen zu können, gerät zu einer faszinierenden Lektüre.

Weniger erfreulich waren andere Editionen, mit denen ich in Berührung kam, etwa die typographisch zwar sehr schön gestaltete *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe* der *Werke, Briefe und Tagebücher Thomas Manns* im Fischer Verlag. Aber ich fand keinen Zugang zu dieser überkommentierten Ausgabe; der Autor ist mir bis heute fremd geblieben. Anders verhält es sich bei der vierbändigen *Kommentierten Ausgabe der Werke Rainer Maria Rilkes*, die nach dem Modell der Editionen im Deutschen Klassiker Verlag erarbeitet wurde und 1996 im Insel Verlag erschien. Sie ist eben-

falls üppig kommentiert, in textphilologischer Hinsicht muß sie aber als Etikettenschwindel bezeichnet werden. Ich hatte gleichzeitig, 1997, ein Reclam-Bändchen mit Rilkes *Duineser Elegien* und den *Sonetten an Orpheus* „nach den Erstdrucken von 1923 kritisch herausgegeben“. Darauf bin ich heute noch stolz, denn der Verlag wünschte ursprünglich eine *kommentierte* Ausgabe; es gelang mir aber, die Lektorin zu überzeugen, daß eine *textkritische* Ausgabe viel wichtiger sei.

Robert Walser

Auf dem Hintergrund der Diskussionen um wissenschaftliche Texteditionen und der Erfahrungen mit historisch-kritischen Ausgaben reizte es mich schon in den späten 90er Jahren, eine kritische Edition Robert Walsers zu beginnen. Es dauerte einige Jahre, bis ich dann, gemeinsam mit Barbara von Reibnitz, 2004 das Projekt *Robert Walser. Kritische Edition sämtlicher Drucke und Manuskripte* beginnen konnte. Da es sich, wie die Gottfried Keller-Ausgabe, um ein vom Schweizerischen Nationalfonds (mit-)finanziertes Projekt handelt, war die Bedingung wiederum, eine begleitende elektronische Edition zu entwickeln, die dann auch von Matthias Sprünglin schrittweise realisiert wurde. Die ersten beiden Bände, die Edition des Erstdrucks und die des Manuskripts zu *Geschwister Tanner*, erschienen 2008. Inzwischen sind knapp die Hälfte der ca. 48 geplanten Bände gedruckt worden. Die Edition, die zunächst nur als eine „kritische Ausgabe“ gedacht war, entwickelte sich rasch – sozusagen aus der Logik des Materials heraus – zu einer historisch-kritischen Edition. Und auch die Zahl der Mitarbeitenden wuchs, so daß inzwischen eine kleine Editions-Factory entstanden ist, in der oft lebhaft diskutiert wird. Die intensive Beschäftigung mit der Überlieferung von Walsers schriftstellerischem Schaffen, bei dem die Trennung zwischen Werk und Nachlaß im Grunde nicht mehr scharf zu ziehen ist, hat meine Vorstellung und meinen Begriff von Literatur stark verändert. Außerdem: Robert Walsers Poetik unterscheidet nicht mehr zwischen hoher und trivialer Literatur. Gerade seine besten und betörendsten Texte leben von dieser Nichtunterscheidung.

Einen massiven Einschnitt in unsere Arbeit bewirkte die mit großem institutionellen Druck durchgesetzte *open access*-Doktrin des Schweizerischen Nationalfonds. Abgesehen von den ermüdenden Diskussionen um Sinn und Zweck einer *open access*-Edition versus Buchedition und die Urheberfrage (die Rechte an Walsers Texten sind erst 2027 gemeinfrei) fordert auch die Umstellung auf die Webapplikation viel Arbeitszeit und Aufmerksamkeit, und die Ablenkung von der eigentlichen editionsphilologischen Arbeit bedeutet eine ständige Gefahr.

Forschung und Lehre

Das beharrliche Interesse an der Editionswissenschaft und an historisch-kritischen Ausgaben hat auch meine akademische Lehrtätigkeit begleitet und geprägt. Oft sind es die kritischen Detailfragen nach dem richtigen Wortlaut einer Stelle, die den

Weg in die Sinnstruktur eines ganzen Textes öffnen können. Die adäquate Lektüre eines Textes setzt eine wissenschaftlich reflektierte Edition voraus, die bestrebt ist, kein Element der Überlieferung auszulöschen. Die Nähe zum Text und seine behutsame Lektüre waren stets Voraussetzung für die schönsten und gehaltvollsten Erfahrungen im Rahmen meiner Lehrtätigkeit. Dazu gehörte auch die Verfügbarkeit und die genauere Kenntnis der jeweils besten Editionen. So kam es, daß ich die Werke von Heinrich von Kleist erst dann wirklich zur Kenntnis nahm, als die *Berliner Kleist-Ausgabe* erschien. Band für Band habe ich mich in Kleists Werk eingelesen. Zu einer ganzen Reihe von einzelnen Texten Kleists habe ich Seminare veranstaltet, von denen einige zu meinen schönsten und intensivsten Lehrerfahrungen überhaupt gehören. Ähnlich ging es mir mit Gottfried Keller. Es dauerte noch länger als bei Kleist, bis ich mich durchrang, diesen helvetischen Dichter, den ich im Verdacht hatte, ein langweiliger Schulautor zu sein, endlich ‚richtig‘ zu lesen. Zuerst las ich, staunend, das *Sinngedicht*. Dann, als 2005/06 *Der Grüne Heinrich* in insgesamt sechs Bänden im Rahmen der *Historisch-Kritischen Ausgabe* herauskam, las ich die *erste Fassung* von Kellers „Lebensbuch“ in wenigen Tagen. Es wurde eines meiner intensivsten Lektüreerlebnisse überhaupt. Und es gelang mir, aufgrund dieser Erfahrung meine Begeisterung in Seminaren und Vorlesungen weiterzugeben.

Aber freilich war auch Hölderlin in meiner Lehrtätigkeit immer präsent. Doch dieser Fall ist anders gelagert: 1976/77 war ich an der Herausgabe von Band 6 der *Frankfurter Ausgabe (Elegien und Epigramme)* beteiligt. Die Begeisterung war sehr groß und mein Ehrgeiz, ja keinen Fehler zu übersehen, vielleicht noch größer. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich Hölderlins Elegien Wort für Wort kollationiert habe, aber dennoch habe ich diese Gedichte eigentlich nicht verstanden; erst Jahre oder sogar Jahrzehnte später haben sich mir diese Gedichte in ihrer Unergründlichkeit erschlossen. Und doch könnte es sein, daß das ‚bewußtlose‘ Nachbuchstabieren bei der Korrektur des Elegienbandes die Grundlage für ein viel späteres und tieferes Verstehen gelegt hat. Gerade das Kollationieren der Texte als ein ‚blindes‘ Lesen kann einen gleichsam unbewußten Zugang zu einem solchen nachträglichen Verstehen schaffen.

Zu welchem Ende Editionen?

Ich weiß nicht, ob ich ohne die Faszination durch die ‚Kulturtechnik‘ des Edierens überhaupt Literaturwissenschaftler geworden wäre. Insofern sind philologisch-wissenschaftliche Editionen für mein Verständnis von Literatur etwas Absolutes. Das mag auch der Grund sein, daß ich Veränderungen in der öffentlichen und in der akademischen Geltung der Philologie bzw. der Editionsphilologie nur zögernd zur Kenntnis zu nehmen gewillt war oder bin. Ein Projekt wie die *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* würde heute, unter ganz anderen politischen und kulturellen Verhältnissen, kaum noch größere Aufmerksamkeit erlangen. Im studienreformierten akademischen Unterricht scheinen heute weder Platz noch Zeit für vertiefte Beschäftigungen

mit literarischen Texten vorgesehen zu sein. Also wirken auch die Großprojekte historisch-kritischer Editionen obsolet. Damit werden nicht nur kompliziertere textgenetische und Handschriften dokumentierende Ausgaben überflüssig, sondern es kehrt auch eine an Vereinfachung der Überlieferung interessierte Textkultur zurück. Ein Vorbote davon war der Deutsche Klassiker Verlag und symptomatisch seine von Jochen Schmidt 1992 herausgegebene dreibändige Hölderlin-Ausgabe, die auch die Orthographie Hölderlins der modernen (inzwischen allerdings überholten) Rechtschreibung angepaßt hat.

Das in literaturwissenschaftlichen Seminaren längere Zeit gepflegte *close reading* scheint einem subsummierenden Lesen und neuerdings sogar dem unsäglichen *distant reading* weichen zu sollen. Literarische Texte müssen nun vor allem verwaltungstauglich sein. Die Digitalisierung aller Texte, deren man habhaft werden kann – ob sie nun philologisch kritisch ediert oder nur irgendwie und -wo vorgefunden werden –, verändert die Lesekultur von Grund auf. Digitalisierung verändert damit auch die Disziplin der Philologie und ganz besonders die der Editorik. Editorische Textdarstellungen müssen sich den computeriellen Bedingungen und Möglichkeiten anpassen (und nicht umgekehrt). Das zeigt sich schließlich auch im *open access*-Verfahren; es ermöglicht die Verbreitung philologischer Arbeit quasi für jedermann. Dagegen kann man eigentlich nichts einwenden. Oder doch? Die sofortige, synchrone Verfügbarkeit der Resultate editorischer Arbeit im *open access* wendet sich gegen den diachronen Anspruch großer Editionen. Es gibt Editionen, die – obwohl über hundert Jahre alt – keineswegs überholt sind. Die *Weimarer Goethe-Ausgabe* zum Beispiel ist trotz mancher Absurditäten im Detail bis heute die vollständigste Goethe-Edition. Alle historisch-kritischen Ausgaben, die ja oft lange Zeit für ihre Fertigstellung brauchen, haben den Anspruch, viele Jahrzehnte lesbar zu bleiben. Sie sind auf Dauer und Zukunft hin orientiert. Sie warten womöglich – mit den Worten Goethes – auf „ein zweytes, drittes nachwachsendes Geschlecht“ von Leserinnen und Lesern. Dauer gewährleistet aber immer noch nur das Buch. Die Lebensdauer digitaler Publikationen ist hingegen nach wie vor unbewiesen und beschränkt sich auf die Gegenwart. Die beiden Formen von Texterfassung, die vertiefende historisch-kritische Erarbeitung und die digitale Verbreitung, entsprechen also zwei unterschiedlichen Zeitmodalitäten, die dringend zu reflektieren wären. Denn das Verhältnis zum poetischen Text bleibt davon keineswegs unberührt.